

# DO-DO-DOSSIER Der Kampf um Freiräume seit 1980

«Jeder Stein, der abgerissen, wird von uns zurückgeschmissen», hiess es im Sommer 1980. Die jugendliche Protestwelle, die in der Nacht vom 30. auf den 31. Mai durchs Pflaster brach, gilt heute vor allem als Stunde null von Zürichs breitgefächertem Kulturangebot. Tatsächlich ging es um weit mehr: um die Eroberung und Bewahrung der Stadt als Lebensraum, um neue Vorstellungen des Zusammenlebens. Dieser Kampf ist aktuell geblieben. Die WOZ hat Schauplätze besucht und mit den AktivistInnen von heute gesprochen. Haben sie mit den Bewegten von 1980 noch etwas am Hut? Wie sehen sie ihr eigenes Engagement, was sind ihre Ziele?



ILLUSTRATION: CORINNA STAFFE JÜD

## INHALT

**23 Wir wollen alles:** Im Sommer 1980 schaute ganz Westeuropa nach Zürich

**23 «La Biu» 2010:** Elf neue Parkplätze? Oder doch lieber ein besetztes Haus?

**24/25 Damals und heute:** Zürich autonom, alternativ, bewegt – Vater und Sohn erzählen

**27 Punk und Feminismus:** Sibylle Aeberli fragt sich, was ohne die Bewegung aus ihr geworden wäre

**27 Film ab:** Acht Stunden über den jahrelangen Kampf um Freiräume in der Stadt

## DO-DO-DOSSIER Der Kampf um Freiräume seit 1980

**ZÜRCHER JUGENDUNRUHEN** «Öis passt die Luft nöd i dere Stadt!» – Vor dreissig Jahren bescherte Zürichs Jugend der Stadt einen heissen Sommer. Er wirkt bis heute nach.

# «... und zwar subito!»

Von Franziska Meister

«Wir sind die Kulturleichen dieser Stadt» – mit diesem Transparent hatte sich am 30. Mai 1980 eine Gruppe von kaum 200 Jugendlichen vor dem Opernhaus in Zürich versammelt. Sechzig Millionen Franken sollte der bürgerliche Kulturpalast für Renovationsarbeiten erhalten. Die Jugendlichen forderten einen Bruchteil dieses Geldes für ein eigenes alternatives Kulturzentrum. Ein Grossaufgebot an bewaffneten Polizisten hatte sich rund um die Demonstrierenden gebildet. Die Stimmung kippte. Im Verlauf der Nacht flogen Pflastersteine, und Container brannten, als immer mehr Jugendliche in die Innenstadt strömten und sich an den Unruhen beteiligten. Mit dem «Opernhauskrawall» hatte sich die Zürcher Bewegung begründet.

Tausende Jugendliche demonstrieren in den Tagen danach in den Strassen, um ihrer Forderung nach einem eigenen Kulturzentrum Nachdruck zu verleihen. Sie taten dies mit spontanen Aktionen und viel kreativem Witz. Die «Drachensaat in der Gosse» war aufgegangen, es galt, «Grönland» zu befreien – «nieder mit dem Packeis», lautete die Botschaft, «und zwar subito!». Tatsächlich konnten

sie Ende Juni in ein leer stehendes Fabrikgebäude hinter dem Hauptbahnhof einziehen: Der Traum vom Autonomem Jugendzentrum (AJZ) war Wirklichkeit geworden – zumindest vorübergehend.

Städtische Behörden und bürgerliche Kreise reagierten konsterniert, empört, fassungslos auf den Sponti- und Subito-Stil der Jugendlichen, die sich selbst «Bewegte» nannten und dezidiert unideologisch und antiintellektuell auftraten. Die legendäre «Telebühne»-Fernsehsendung, an der zwei Jugendliche als biederer «Ehepaar Müller» die Position der Bürgerlichen ad absurdum führten, endete im Tumult. Freche Sprüche und Collagen in den Bewegungszeitungen «Eisbrecher» und «Brächise» führten wiederholt zu Beschlagnahmungen. Überhaupt schienen die Behörden nur eine Antwort zu finden: Repression und Polizeigewalt.

Was sich in Zürich Bahn brach, wurde bald auch von Jugendlichen in andern Städten in und ausserhalb der Schweiz aufgegriffen. Für einmal schaute ganz Westeuropa nach Zürich – einer Stadt, in der der Wohlstand noch ein bisschen grösser, das Leben ein bisschen wohlgeordneter, die Ordnung ein bisschen bürgerlicher war als anderswo. Bereits Anfang September schloss die Polizei das

AJZ wieder, erstickte Demonstrationsversuche im Tränengas und lieferte den militanteren «Stadtindianern» aus der Bewegung nächtelange Strassenjagden.

Im November 1980 veröffentlichte die Eidgenössische Kommission für Jugendfragen «Thesen zu den Jugendunruhen», die weit über die Landesgrenzen hinaus Beachtung fanden. Im Fokus

**Die Behörden schienen nur eine Antwort zu finden: Repression und Polizeigewalt.**

der Kritik standen der bürgerliche Ruf nach Ruhe und Ordnung und die Repression der Polizei. «Wenn Ruhe Erstarrung und Ordnung Unterdrückung heisst, dann kann von den Betroffenen nur zweierlei erwartet werden», hielt die Kommission fest: «Entweder Resignation, Betäubung und Selbstzerstörung oder Unruhe und Unordnung.»

Tatsächlich sollte sich, nachdem das AJZ im März 1981 wieder offen war, eine wachsende Drogen- und Hängerszene dort ausbreiten, die einen geregelten Kulturbetrieb bald verunmöglichte. Diese Entwicklung war das Resultat einer gezielten städtischen Ghettoisierungspolitik: Die Polizei ging aktiv gegen die Drogenszene an den bekannten Umschlagplätzen vor und trieb Süchtige wie Dealer quasi ins AJZ. Überhaupt suchte sie Jugendliche im AJZ und seiner Umgebung einzudämmen. Damit traf sie den Protest der Bewegten im Kern.

Slogans wie «Öis passt die Luft nöd i dere Stadt!», die auf Flugblättern und in den Bewegungszeitungen auftauchten, verwiesen nämlich nicht allein auf das bürgerlich-konservative Klima, sondern auf die in Beton erstarrten städtischen Strukturen – eben: das «Packeis» in «Grönland». Als «Bewegte» eroberten die Jugendlichen den Stadtraum als Lebens- und Erlebenswelt für sich. Sie machten leer stehende Häuser und Strassen zu ihrem zentralen Handlungs- und Kommunikationsraum. Häuser wurden besetzt und Sponti-Aktionen durchgeführt, um auf die drückende Wohnungsnot aufmerksam zu machen. Die Tramkommune 13 etwa richtete

sich mit Möbeln aus dem Brockenhaus in verschiedenen Trams ein und suchte mit Kaffee und Guetli das Gespräch mit den Fahrgästen. An Ostern 1981 entstand an der Seepromenade über Nacht die Bretterbuden-siedlung Chaotikon. Und als die Polizei sie abreißen liess, errichteten die Jugendlichen kurzerhand Chaotikon II beim Platzspitz (das selbstredend umgehend wieder plattgemacht wurde).

«Wir wehren uns – wir wehren uns gegen eine Stadt der Reichen, gegen die Gentrifizierung von Stadtkreisen wie dem Kreis 4 und 5, gegen die ständige Schikanierung», steht auf einem elektronischen Flugblatt, das aus der Besetzerzone im Güterbahnhof stammt: «Wie vor dreissig Jahren.» Es ist Mai 2010. Auf dem Areal des Güterbahnhofs soll für 630 Millionen Franken ein neues Justiz- und Polizeizentrum gebaut werden – «ein in Beton gegossenes Symbol einer Politik, die von Ausgrenzung und Repression gezeichnet ist. Ein Symbol einer Politik auch, die autonome Projekte immer stärker einschränkt.» Jüngst ist das Autonome Kulturzentrum an der Kalkbreitestrasse abgerissen worden. Wie geht es weiter? Wiederholt sich die Geschichte, weil niemand etwas aus ihr gelernt hat? ♦

**HAUSBESETZER HEUTE** Biel ist eine Hochburg alternativer Wohnprojekte. Zu Besuch im grössten besetzten Haus der Stadt, wo es die BewohnerInnen nicht stört, als «Lifestylebesetzer» bezeichnet zu werden.

# «Aufstehen, wann ich will»

Von Dinu Gautier

«La Biu» heisst das grösste der drei besetzten Häuser von Biel. Vom Bahnhof hierhin sind es nur fünf Minuten, die Fassaden sind grossflächig mit Graffiti besprayt – und doch versprüht das Gelände den Charme eines Anwesens auf dem Lande. Das hat mit der Grösse des Doppelmehrfamilienhauses und dem stattlichen Garten zu tun, vielleicht auch mit den zahlreichen herumtollenden Hunden und den sich entspannt in der Abendsonne räkelnden Katzen.

Aurelien ist 21-jährig und sieht aus, wie man sich einen Hausbesetzer gemeinhin vorstellt: dunkle Kleider, eine mit Nieten besetzte Baseballmütze, darunter ein Irokesenschnitt, in der Hand eine Billigmarkenbiertdose. «Wir versuchen, so gut es geht, uns selber zu versorgen», sagt Aurelien. Er zeigt auf die Gemüsebeete, dann geht es zum grosszügigen Gehege für die neun Hühner. «Der Hahn ist im Topf gelandet», sagt Aurelien, «den Nachbarn ging sein Krähen auf den Wecker.»

«La Biu» wurde 2007 besetzt. 2008 wollte das Berner Tiefbauamt die BesetzerInnen rauswerfen. Elf Parkplätze sollten entstehen. 300 Leute gingen auf die Strasse. Im Parlament setzten sich die Grünen und die Sozialdemokraten geschlossen für die BesetzerInnen ein. Ein Sozialarbeiter vermittelte erfolgreich zwischen BesetzerInnen und Kanton, seither zahlen die BewohnerInnen insgesamt 600 Franken Miete im Monat – so viel hätten die Parkplätze dem Tiefbauamt eingebracht.

Aurelien lebte damals noch bei seinen Eltern im Kanton Freiburg, machte die



«Die Geburt der Venus» im besetzten Haus: Aurelien (Mitte) posiert im Bistro der «La Biu» als Göttin der Liebe.

Matura. Er kannte Leute aus der Bieler Szene und wollte seine «Lebensweise» ändern. «Hier arbeitest du für dich und nicht fürs Geld.» Er stehe auf, wann er wolle, gehe ins Bett, wann er wolle, arbeite am Haus, wenn er Lust habe. «Es gibt keinen finanziellen Druck. Das Essen holen wir bei einer Organisation ab, bei der Läden Lebensmittel abgeben, die sie nicht mehr verkaufen können.»

### Von der Kulturbesetzung ...

Die Hausführung geht weiter: Im Keller ein improvisiert wirkender Konzertsaal mit Bar, im Erdgeschoss das Bistro, wo immer donnerstags zum Mahl geladen wird. Dann kommen Gäs-

te vorbei, zum Beispiel aus anderen besetzten Häusern oder von den drei Wagenplätzen Biels.

Ein in die Wand geschlagenes Loch verbindet die beiden Treppenhäuser. Es gibt mehrere Gemeinschaftsküchen, Schlafzimmer, Ateliers, Büros und einen Raum mit Hochbetten für Gäste. Letzterer ist zurzeit leer. Als vor kurzem in Biel die Anarchistische Buchmesse stattfand, seien aber fast alle Matratzen belegt gewesen. «Hier schliefen Leute aus Deutschland, aus Israel, aus Frankreich.»

In einer der Gemeinschaftsküchen steht Anna und spielt mit einem Welpen. Anna ist Künstlerin. Ihr Studium

an der Kunsthochschule in Lausanne hat sie abgebrochen. «Hier kann man problemlos fast ohne Geld leben», sagt sie. Einige der zehn MitbewohnerInnen würden voll arbeiten, andere hätten Gelegenheitsjobs. «Etwas mehr als die Hälfte sind Westschweizer.» Einen hausinternen Röstigraben gebe es aber nicht. «Wir sind wie Biel – in Miniatur.» Daher auch der Name des Hauses. «La Biu, das ist ein Wortspiel. Einerseits tönt es wie «Biel» mit französischem Artikel, andererseits wie «dabil», Berndeutsch ausgesprochen. Und labil seien hier alle ein bisschen, sagt Anna und lacht.

«Ich bin politisch kaum aktiv. Ich organisiere grosse Essen oder Kon-

zerte – keine Demos», so die Frau mit den schwarzen Dreadlocks und der dick umrahmten Brille. Auch Aurelien definiert sich nicht über Politik: «Natürlich habe ich Ideale, meine Lust, zu revoltieren, ist aber viel schwächer als früher.» Wichtig ist ihm die basisdemokratische Funktionsweise des Kollektivs, die Entscheidungsfindung über den Konsens. «Das hat für mich schon eine politische Komponente, aber mehr gegen innen. Es geht mir nicht darum, uns als eine Art leuchtendes Vorbild gegen aussen zu präsentieren.» Überhaupt, da sind sich Anna und Aurelien einig, gelte «La Biu» als Kulturbesetzung, während etwa das besetzte Haus der «Familie von Allmen» sich vielmehr über politische Ziele definiere.

### ... zum Häuserkampf

Der 33-jährige Matthias ist ein ehemaliger Bewohner der «La Biu». Mit der Zeit und nach vielen BewohnerInnenwechseln sei ihm die «Subkulturatmosphäre» der «Spassfraktion» im Haus zu dominant geworden. Der Mann mit dem verschmitzten Lächeln macht kein Hehl daraus, dass er sich etwas mehr aktivistisches Engagement der BewohnerInnen wünsche würde. An Anknüpfungspunkten würde es nicht fehlen, das wird klar, wenn Matthias über die Stadtentwicklung zu sprechen beginnt: von Spekulanten, «grössenwahnsinniger Aufwertung des Stadtzentrums» und den Kämpfen, die es zu führen gelte. «Der Kampf hängt an wenigen Personen – auch wenn dann an Partys in leer stehenden Häusern wieder 700 Leute kommen.»

Auch die BewohnerInnen von «La Biu» werden sich wohl früher oder später wieder im Häuserkampf üben müssen. Auf dem Gelände soll im Jahr 2012 der Werkhof für den Bau einer neuen Autobahn entstehen. Wenn der Bau beginnt, endet der Vertrag mit dem Tiefbauamt. Dazu Aurelien: «Bis dahin gehts noch lange.»

Der Kalender «HOT-SQUATS 2010» zeigt BewohnerInnen der «La Biu» und ihre Neuinterpretation bekannter Gemälde (vgl. Foto). Alle Sujets auf [www.labiou.ch](http://www.labiou.ch).

## DO-DO-DOSSIER Der Kampf um Freiräume seit 1980

Von Jan Jirát, Franziska Meister (Text) und Ursula Häne (Foto)

Dass sie Vater und Sohn sind, sieht man gleich: dieselben feingliedrigen, agilen Hände, derselbe Lockenkopf – fast zumindest. Was bei Jonathan wild und dunkel wuchert, ist bei Richi schon etwas ausgedünnt und angegraut.

Die beiden eint mehr als Familienbande: Richi Wolff hat sich 1980 in Zürich als junger Student kopfüber in die Bewegung gestürzt, Jonathan ist vor ein paar Monaten mit knapp sechzehn Jahren in die «Szenen» abgetaucht und lebt jetzt in einem besetzten Haus. Anderswo die besten Voraussetzungen für einen handfesten Familienstreit. Jonathan möchte gern anonym bleiben, was sein Vater unterstützt – immerhin steht bald das erste Lehrjahr an. Überhaupt hält Richi seinem Sohn die Stange, ist stolz darauf, dass sich Jonathan seine eigenen Freiräume geschaffen, sein eigenes soziales Netz aufgebaut hat. Entsprechend verblüfft reagiert Jonathan auf die Frage, ob er es mit einem so verständnisvollen Vater nicht manchmal schwer habe: «Abgrenzen? ... warum?»

### Im «Nordpol» zu Hause

«Läbe wie me wott», das forderten wir damals», erinnert sich Richi. «Wir wollten Freiräume: Freiräume für unsere Kultur, Freiräume zum Wohnen, uns unsere eigenen Strukturen schaffen.» Häuser zu besetzen, gehörte da zentral dazu. Richi lebte in verschiedenen WGs, meist in Zürich. Teil einer Besetzergruppe war er nie. Am nächsten sei er wohl

«Man muss sich schon fragen, ob man noch in die Rote Fabrik will – aus politischen Gründen.»

Jonathan

bei der Stauffacher-Besetzung dran gewesen, meint er, aber nicht drin. Kollegen von ihm waren dabei, und mit denen hat er sich solidarisiert, hat an Demos mitgemacht.

1981 gründete er mit FreundInnen eine grosse WG an der Nordstrasse – ein ganzes Haus haben sie gemietet, später sogar gekauft. Richi ringt die Hände, scheint für einen Moment fast verlegen. «Ich hatte kein Bedürfnis, andere Häuser zu besetzen – wir hatten ja unser Zuhause.» Er lebt mit seiner Familie noch immer dort, im «Nordpol».

**Richi:** «Wir waren eine riesige WG, so sechzehn, achtzehn Leute. Und wir hatten sehr viele Beziehungen in andere Häuser, in die Besetzerzene. Wechsel waren bei uns häufig: Leute zogen ein, zogen dann weiter in besetzte Häuser oder kamen von dort zu uns. Aber die Kerngruppe von damals, die ist heute noch im Haus. Pärchen bildeten sich, die ersten Kinder kamen, und mit der Zeit entwickelte sich die Gross-WG in Richtung Familienetagen. Jetzt sind die Kinder am Ausziehen. Obwohl: Wir haben auch schon darüber diskutiert, dass die Kinder bleiben und wir ausziehen.»

**Jonathan:** «Eigentlich ist das der Plan, genau: Die Alten sollen ausziehen ... Aber dazu muss man sie erst mal überreden, nachdem sie dreissig Jahre hier gewohnt haben.»

So ganz ist Jonathan noch nicht von zu Hause ausgezogen. Seine Sachen sind noch alle dort. Überhaupt, sein richtiges Zuhause sieht er nicht im besetzten Haus. «Es ist ein Wohnraum, gut zum Schlafen, aber wenn ich morgens früh arbeiten gehen muss, übermache ich doch lieber im «Nordpol», weil der Arbeitsweg von da aus viel bequemer ist.» Er schläft vor allem im besetzten Haus, wenn dort etwas läuft, wenn Bar ist und ein DJ auflegt. Den «Nordpol» will er so schnell nicht aufgeben. Das Haus mit dem grossen Gemeinschaftsraum findet er «voll cool». Dort würde er später gern mit einer WG einziehen und ganz regulär Miete zahlen.

**Jonathan:** «In unserm Haus leben sehr viele verschiedene Leute mit unterschiedlichen Interessen. Wir haben eine Gemeinschaftsküche, aber das Essen ist

**EINE BEWEGTE FAMILIE** Der Vater ist mittlerweile Zürcher Gemeinderat und engagiert sich im Bereich Stadtentwicklung. 1980 hat seine Biografie nachhaltig geprägt. Im Gespräch mit ihm und seinem jüngsten Sohn wird deutlich: Alternative Lebensformen wirken fort, auch wenn die Vorzeichen andere geworden sind.

# «Eigentlich wollten wir vor dreissig Jahren genau dasselbe»



**Jonathan:** «Würde man über alles reden, gäbe das nur Streit. Bei uns sagt man deshalb einfach, wir machen das jetzt so.» – **Richi:** «Das macht ihr besser als wir früher. Früher hat man sich auseinanderdividiert in all diesen politischen Diskussionen.»

mehr oder weniger Privatsache. Wir konnten manchmal für den Kühlschranks ein Kässeli gibt es nicht.»

**Richi:** «Wir haben das viel kollektiver zu organisieren versucht. In den ersten Jahren war die grosse Stube im ersten Stock der gemeinsame Essraum. Dann, als wir das Haus gekauft hatten, haben wir gleich die ehemalige Backstube im Keller ausgebaut, damit wir dort zusammen kochen und essen konnten. Wir

haben sicher fünfmal die Woche zusammen gegessen. Das war einfach Teil des Lebensstils.»

### Der Frust mit der Roten Fabrik

Und dieser Lebensstil war «Punk», sagt Richi: «Jetzt und alles und sofort.» Mit

dieser Grundhaltung grenzten sich die Achtziger auch von den theorie-lastigen Achtundsechzigern ab. Ihr Verhältnis zu Studierenden und zur Uni war distanziert. Richi fühlte sich trotzdem akzeptiert – auch, weil er nie herausstrich, dass er studierte. Mit den Bewegten teilte er vor allem den Frust darüber, dass es in der Stadt im Frühling 1980 keine Lokale mehr gab, in denen sich Jugendliche überhaupt treffen konnten. «Etwas trin-

ken, tanzen – das lief zum grossen Teil privat ab, jemand organisierte einen Fez.» Die wenigen Privatclubs, die dank Spezialbewilligung auch nach Mitternacht noch geöffnet hatten, kosteten zehn oder sogar zwanzig Franken Eintritt, und den Alkohol musste man auch selber mitbringen. «Dieses Geld hatten wir nicht», sagt Richi. «Der Notstand war riesig.» Und dann kam der Sechzigmillionskredit für das Opernhaus.

Die angestaute Wut entlud sich explosionsartig in einer Strassenschlacht, die eigentlich mit einer harmlosen Kundgebung vor dem Opernhaus angefangen hatte. «Von da an war klar: Jetzt gibts Bewegung», sagt Richi, der seit Tag zwei mit Tausenden anderen Jugendlichen an den Demos teilgenommen hat. «Wir forderten unsern eigenen Kulturraum.» Eine Forderung, die sich zu Beginn ganz auf die Rote Fabrik konzen-

trierte. Gemäss einer Volksabstimmung aus dem Jahr 1977 hätte die Rote Fabrik in ein Kultur- und Freizeitzentrum umgewandelt werden sollen. Geschehen war nichts. Im Mai 1980 lagerten dort vor allem Kullissen und Kostüme des Opernhauses.

**Richi:** «Die Forderung nach einem AJZ überlagerte den Kampf um die Rote Fabrik aber schon bald – und es wurde dann

auch ganz rasch Realität. Denn unser Druck von der Strasse war enorm. Die hatten richtig Angst, dass so etwas wie ein Bürgerkrieg ausbrechen könnte. Es war unglaublich! Ich war an den meisten Demos mit dabei. Aber zu denen, die in der vordersten Reihe kämpften, gehörte ich nicht. Jene, die Tränengaspetarden vom Boden auflasen und zurückschmissen – so einer war ich nicht.»

Voll engagiert war Richi auch im AJZ und in den einzelnen Arbeitsgruppen dort nicht. «Aber es gab so etwas wie eine Rückwirkung von der Strasse ins Studium hinein», sagt er. Die Stadt wurde zum zentralen Thema für das Grüppchen autonomer Geografestudenten, dem er angehörte. Sie wollten Wissenschaft in den Alltag überführen, sie in den Dienst der Stadtbevölkerung stellen. Die Gruppe SAU – Senter for Applied Urbanism – entstand. «Wir begaben uns gezielt in verschiedene Quartiergruppen hinein und beteiligten uns an ihrem Kampf, den städtischen Raum nach ihren Vorstellungen zu gestalten. Wir versuchten unser Uni-Wissen in politischen Diskussionen umzusetzen.»

Die Rote Fabrik war ein zentraler Ort dafür. Für die Fabrik-Uni, eine Art Volkshochschule, produzierten Richi und seine SAU-Kollegen eine Agitprop-Tonbildschau zur Stadtentwicklung von Zürich, mit der sie später auf Tournee nach Deutschland, Österreich, Holland und Polen gingen. Wiederholt organisierten sie in der Roten Fabrik auch ganze Veranstaltungsreihen unter Namen wie «Capitales Fatales» oder «Città Frontale», zu denen sie Gäste aus Städten wie London oder Amsterdam einluden, um politische Debatten zur Stadtentwicklung zu lancieren. Er sei ein alter «Fabrikaktivist», sagt Richi.

**Jonathan:** «Ich bin praktisch in der Roten Fabrik aufgewachsen. Meine Eltern haben beide dort gearbeitet, in Betriebs- und Konzeptgruppen, und ich bin in den Hinterräumen, den Büros oder auf der Bühne rumgekrabbelt. Bin auch aufgewachsen mit den Leuten, die dort verkehrten, den Punks, den Säufern, den andern aus der Szene. Eigentlich finde ich die Fabrik total lässig. Aber heute muss man sich schon fragen, ob man dort noch hinwill – aus politischen Gründen. Zum Beispiel wegen der Geldpolitik. Die Rote Fabrik macht alternative Kultur für 25 Franken, die sich niemand leisten kann, der sich dafür interessiert, und kriegt dafür sogar noch Geld von der Stadt.»

**Richi:** «Ohne die Subventionen würde das doch gar nicht funktionieren. Aber die Eintrittspolitik ist tatsächlich ein Problem. Die geht vorbei an den Jugendlichen.»

**Jonathan:** «Ein Problem habe ich auch mit der Roten Fabrik, wenn sie gegen ihre eigenen Statuten verstösst und das nicht mal schlimm findet. Zum Beispiel hat sie dem bekanntermassen sexistischen jamaikanischen Reggae-Musiker Sizzla einen Auftritt erlaubt – trotz Protesten aus der linken und alternativen Szene. Dabei steht in den Statuten ganz klar: kein Sexismus.»

**Richi:** «Ja, das ist dumm gelaufen ...» **Jonathan:** «Und dann hat Sizzla sogar noch ein zweites Konzert gegeben. Sehr toll. Sehr alternative Kultur. Wir wollen unser eigenes alternatives Ding, unsere eigenen Räume. Wo jemand, der sich ein Konzert für fünf Franken nicht leisten kann, halt trotzdem reinkommt. Wo nicht Sizzla auftritt, sondern ein Schweizer Musiker oder einer aus den Nachbarländern. Einer, der nicht in der Hitparade läuft.»

**Richi:** «So wie du das jetzt sagst ... eigentlich wollten wir vor dreissig Jahren genau das Gleiche. Nur, wir haben uns diese alternativen Kulturräume erkämpft, und die haben sich mittlerweile etabliert und institutionalisiert. Klar: Das sind nicht mehr die Räume, die ihr wollt.»

### «Huberta» – der Traum

Der erste Schritt in die Szene führte Jonathan im Februar 2010 gleich ins Paradies: In ein Fabrikgebäude im Kreis 9, die «Huberta». «Ich kannte zwar ein paar Leute aus der Szene, aber ein Teil davon war ich nicht. Ich bin aus dem Nichts gleich in die «Huberta» rein. Das war einfach toll! Das Zusammenleben, wie wir aus dem Nichts in ein paar Tagen alles eingerichtet hatten ... Es war genial!»

Zwanzig Leute waren es etwa, die aus dem leer stehenden, zweistöckigen Fabrikgebäude innert zweier Wochen

Jonathan's Paradies aufstellten. Im Erdgeschoss entstand der Gemeinschaftsraum, wo eine Küche für alle, die sogenannte Vokü (Volksküche) eingerichtet wurde. Und eine Bar samt Musikanlage. Zwei-, dreimal pro Woche fand ein Konzert statt. Sie richteten auch ein kleines Kino ein, malten die Wände an, immer war etwas los. Im Obergeschoss war der Wohnbereich, im Grunde genommen eine grosse Stube, in der sich die BesetzerInnen so einrichteten, wie es gerade passte. Manchmal übernachteten auch «Partygäste» dort. Jonathan gefiel es in der «Huberta» so gut, dass er praktisch einen ganzen Monat lang dort wohnte. Nur der teure Compi und die Gitarre blieben im «Nordpol».

Auch die Autonome Schule Zürich (ASZ), die ein breites Programm an kostenlosen Bildungskursen zu Computern, Selbstverteidigung oder Sprachen anbietet (siehe WOZ Nr. 42/09), fand in der «Huberta» Unterschlupf, nachdem sie von der Polizei zuvor aus diversen Räumlichkeiten vertrieben worden war. «Die Zusammenarbeit hat super geklappt. Die Leute von der ASZ haben uns beim Aufbau der Strukturen sehr geholfen», sagt Jonathan. «Zu Beginn war es schon nicht ganz einfach: Plötzlich standen dreimal

«Heute ist eher eine Art Gleichgültigkeit entstanden. Das Häuserbesetzen hat sich etabliert.»

Richi Wolff

wöchentlich 120 Leute im Haus, die wir nicht kannten. Aber das hat sich automatisch ergeben.» Es waren vorwiegend MigrantInnen, die die ASZ-Deutschkurse in der «Huberta» besuchten. Die Begegnungen mit ihnen haben Jonathan sichtlich geprägt. Das Thema «Migrationspolitik», mit dem sich ein Teil der Szene ohnehin intensiv auseinandersetzt, hat nicht nur einen aktuellen, sondern auch einen sehr persönlichen Bezug erhalten.

**Jonathan:** «Viele Migranten sind Kollegen geworden. Ich sehe immer mehr, wie sie leben, wie sie denken und wie sie vom Staat wahrgenommen und behandelt werden. Vor rund zwei Wochen ist ein Sans-Papiers und Kursleiter der ASZ von der Polizei wegen fehlender Ausweis-papiere verhaftet worden. Wir sind daraufhin vors Kasernenareal gezogen. Der Verhaftete ist jetzt wieder draussen, und wer weiss, vielleicht haben wir dazu beigetragen, dass es so schnell ging. Früher hätte ich gedacht: Okay, den sollte man schon rausholen. Aber heute, da kenne ich ihn, habe mit ihm geredet, da gibt es keine Frage: Der muss raus!»

Raus musste auch Jonathan aus seinem Paradies. Nach eineinhalb Monaten standen die «Bullen» vor der Tür: Drei Tage liessen sie ihnen Zeit, die «Huberta» zu räumen. Jonathan's kurzer, fiebriger, schöner Traum endete ...

Bei Richi hiessen sie «d Schmier», und 1980 wären eineinhalb Monate in einem besetzten Haus noch unmöglich gewesen.

**Richi:** «Damals sind die Hausbesetzungen meistens innerhalb von wenigen Stunden geräumt worden. Eine Ausnahme war die Stauffacher-Besetzung, die hat ungefähr zehn Tage gedauert. Ich denke, man ist heute allgemein viel toleranter. 1980 haben die Polizei, aber auch die Medien völlig hysterisch auf uns reagiert. Heute ist fast schon eher eine Art von Gleichgültigkeit entstanden. Das Häuserbesetzen hat sich etabliert.»

**Jonathan:** «Wir kriegen ein Ultimatum gestellt und wissen, bis dann und dann müssen wir draussen sein. Im Gegenzug boykottieren wir den Auszug nicht, wie das in den achtziger Jahren der Fall war, wo es zu Zusammenstössen kam. Aus der «Huberta» sind wir übers Osterwochenende ausgezogen. Als die Bullen kamen, war das Gebäude leer. Es läuft jetzt viel friedlicher ab. Das finden die einen gut und die anderen weniger. Wie immer, wenn man bei uns im besetzten Haus über Politik redet, dann ist das eher schwierig. Denn es sind Anarchisten dabei, es gibt Linke, die den parlamentarischen Weg für richtig halten, und jene,

die ihn ablehnen, es hat Gewaltbefürworter und solche, die sie kategorisch ablehnen. Würde man über all das reden, gäbe das nur Streit. Bei uns sagt man deshalb einfach, wir machen das jetzt so.»

**Richi:** «Das macht ihr besser als wir früher. Früher hat man sich auseinanderdividiert in all diesen politischen Diskussionen.»

### «Friesi» – der Kampf

Im neu besetzten Haus, einem Wohnreihenhaus am Fuss des Uetlibergs, musste Jonathan freilich erleben, dass sich die Szene im Vergleich zur «Huberta» ebenfalls auseinanderdividiert hat. «In der «Friesi» ist alles ... anders.»

Das liegt massgeblich an den Räumlichkeiten; wo in der «Huberta» grosse, offene Flächen zur Verfügung standen, besteht die «Friesi» hauptsächlich aus Zweieinhalbzimmerwohnungen. «Jeder baut für sich, macht seine eigenen Dinge in seiner Wohnung. Ich habe mir aus langer Langeweile schon eigene Möbel gebaut – ein Bett und einen Schrank», sagt Jonathan. Kommt hinzu, dass nicht alle BesetzerInnen in einem Wohnreihenhaus Platz gefunden haben. So gibt es ein vorderes Haus, in dem Jonathan wohnt, und ein hinteres. Und die Trennlinie scheint nicht bloss räumlich zu verlaufen. Im hinteren Haus haben sie vor allem am Wohnraum Interesse und beschäftigen sich sonst mit anderen Dingen. Aber sie seien trotz der unterschiedlichen Interessen auf jeden Fall noch immer eine Gruppe, sagt Jonathan.

Die bewusste Abgrenzung «seiner» Szene spielt für Jonathan eine wichtige Rolle. Fast scheint es, als sei sein Lebensentwurf weniger gegen die Bullen, die Kapitalisten oder den Staat gerichtet (und schon gar nicht gegen die eigenen Eltern), als vielmehr gegen die eigene Jugend: Gegen die «Teeniepartys im Dynamo», die «blöden Hools, die am 1. Mai nur zum Prügeln in die Stadt kommen», und die ehemaligen Mitschüler, die «nur am Gamen interessiert waren».

Am meisten zu schaffen macht Jonathan aber die aktuelle Lage im «Friesi». «Es ist super für diejenigen Leute, die einfach einen Platz zum Wohnen brauchen», sagt Jonathan, aber für diejenigen, die Kultur machen wollen, bräuhete es etwas anderes. Immerhin ist zumindest ins vordere Haus Bewegung gekommen: Sie haben Wände rausgerissen und andere angestrichen, eine Küche zur Vokü ausgebaut. Auch eine Bar ist mittlerweile eingerichtet.

**Jonathan:** «Bei uns läuft was, wir wollen Leben ins «Friesi» bringen. Wir haben uns deshalb in unsern Stock zu einer WG zusammengeschlossen. Ein Zimmer ist zur Stube erkoren worden, wir kochen und essen auch gemeinsam. Zudem haben wir erste Kontakte zur Nachbarschaft geknüpft. Die hängen zwar nicht an unserer neu eingerichteten Bar ab, sind aber freundlich. Und von einer nahen Bäckerei haben wir schon öfter Gipfeli oder Brötli erhalten. Es kommt langsam. Trotzdem: Wir wollen möglichst rasch ein Kultursquat. Einen Ort für alternative Kultur, wo man einfach so hingehen kann und weiss: Dort läuft etwas, selbst wenn es nur darum geht, spannende Leute zu treffen. So wie in der «Huberta». Das werden wir uns holen und organisieren.»

An einen heissen Sommer wie 1980 mag Jonathan aber nicht glauben. Das habe sich damals ja auch nicht abgezeichnet, sagt Richi nur. ♦

#### RICHI WOLFF

Seit März 2010 sitzt Richi Wolff (52) für die Alternative Liste im Gemeinderat der Stadt Zürich. Er lebt mit seiner Partnerin seit Mitte der achtziger Jahre im «Nordpol» in Zürich und ist Vater von drei Söhnen. Der Geograf und Stadtforscher hat 1991 die Inura mitbegründet, ein internationales Netz für Forschung und Aktionen im städtischen Raum, mit Hauptsitz in Zürich. Wolff organisiert unter anderem Partizipationsprozesse in städtischen Quartieren. Vom 26. bis zum 28. Juni 2010 findet in der Roten Fabrik in Zürich die 20. Inura-Konferenz statt. 150 ReferentInnen aus über vierzig Ländern werden die wichtigsten Themen der Stadtentwicklung der letzten zwei Jahrzehnte diskutieren.

## DO-DO-DOSSIER Der Kampf um Freiräume seit 1980

**BEKENNTNISSE EINER BEWEGTEN** Sibylle Aeberli, Sängerin der Kinderrockband Schtärneföifi, bereut nichts.

# Aus der dritthintersten Reihe

Ich war das Liseli vom Land. Das wusste ich nicht. Das merkte ich erst, als ich nach Zürich kam. Anfang der achtziger Jahre wohnte ich in Mönchaltorf und besuchte die Kantonsschule Zürcher Oberland. Da war ich mit meinen Pluderhosen und den knielangen Pullovern schon revolutionär; rauchen machte mich bereits zur Drogensüchtigen. Ich war eine von zwei Wählerinnen der Revolutionären Marxistischen Liga in meinem Dorf – der andere war mein Freund Remo L. Am Wochenende besuchte ich das legendäre Jugendhaus Esslingen, da wurde sogar gekiff. Ich tanzte zu Jazz-Rock und Funk. Bis der Punk kam.

### Was wäre sonst aus mir geworden?

Für mich war das der Wendepunkt, obwohl ich nie eine Punk war. Meine Annäherung äusserlich ging nur so weit, dass ich mir meine taillenlangen Haare abschnitt, für mich ein Riesenschritt. Aber die Musik! Verweigerung! Provokation! Revolution! Ich war elektrisiert und wollte mehr. Die Kunde von den Jugendunruhen drang auch bis zu mir vor. Relativ nervös ging ich dann zu meiner ersten Demo, floh vor dem Tränengas, verteilte Flugblätter, die andere gedruckt hatten, besuchte Vollversammlungen, ohne mich jemals zu Wort zu melden. Aber ich war immer voll dabei in der dritthintersten Reihe. Natürlich war ich im AJZ, brach den Asphalt auf und lag auf dem Dach.

Dass ich von nichts eine Ahnung hatte, merkte ich erst, als ich 1987 nach Zürich zog. Langsam dämmerte es mir, was die Bewegung bedeutete, dass ich zwar dabei, aber nie drin gewesen war. Die Kellerbars, die Rote Fabrik, die ganze Subkultur, in der ich mich so selbstverständlich bewegte, das al-

les hatte ich anderen zu verdanken. Mein Anteil war verschwindend klein. Immerhin reichte es, mich selber von Grund auf zu verändern. Was ohne die Bewegung aus mir geworden wäre? Vermutlich eine Lehrerin.

So aber stürzte ich mich nach meiner Ausbildung ins Nachtleben und wusste: Was ich wirklich will, ist Musik machen. All die Bands! Jede und jeder schien irgendwo musikalisch tätig zu sein, Talent spielte keine Rolle, nur die

**Mein Anteil war verschwindend klein. Immerhin reichte es, mich selber von Grund auf zu verändern.**

Leidenschaft zählte. Und von der hatte ich mehr als genug. Ich entdeckte die elektrische Gitarre, schrummelte und schrammte mir meine Bach-Suite-in-d-Moll-Vergangenheit aus dem Leib und sang kämpferische Texte. Ich war Frau, stark, unabhängig, und das wollte ich auch bleiben. Es war für mich selbstverständlich, für Frauenrechte einzustehen, auf Frauendemos zu gehen, mich eine Feministin zu nennen. Daran glaubte ich und fühlte mich sexy.

Heute scheint es schick zu sein, sich vom Feminismus zu distanzieren. Das Wort stammt aus dem letzten Jahrtausend, und das macht alt. Obwohl alle wirklichen Ikonen der Popmusik wie etwa Madonna oder Lady Gaga auch Feministinnen sind, scheinen junge



Sibylle Aeberli: «Ich war Frau, stark, unabhängig, und das wollte ich auch bleiben.»

Frauen sich nicht auf dieser Ebene mit ihnen zu identifizieren. Für sie ist der Status «Celebrity, Fashion und Money» das, was es zu erreichen gilt. Für Männer natürlich auch. An dieser Stelle ein herzliches Willkommen unserem neuen Mister Schweiz!

### Die Bewegung ist nicht tot

Unvergessen der Moment, als ein junger Mann kürzlich nach einem Konzert zu mir sagte: «Weisst du, was ich an euch Alten so bewundere? Ihr hattet noch Werte. Wir Jungen wollen einfach nur berühmt werden.» Alt? Ich? Tatsächlich. Wie konnte das passieren? Ich werde alt. Und das gefällt mir immer besser. Meinen Idealen versuche ich treu zu bleiben, was nicht immer einfach ist – jeder zweite Anlass, an dem ich auftrete, jedes Festival ist gesponsert. Die Bewegung ist nicht tot, it just smells funny. Nicht jeder junge Mann möchte reich, jede junge Frau ein Model werden oder wenigstens reich heiraten. Es gibt immer noch viele politisch engagierte junge Menschen, die soeben die Welt verändern. Reclaim the streets!

Übrigens: Natürlich bin ich immer noch Feministin, auch wenn ich hohe Schuhe trage und zwei, drei Herren vielleicht sagen würden, ich sei einfach nur ein Macker. Und den selbstbewussten, (bauch-)freien, unbekümmerten jungen Damen möchte ich manchmal zurufen: «He, wisst ihr eigentlich, wem ihr das alles zu verdanken habt? Hä? Mir!» Ein ganz klein wenig. Mir aus der dritthintersten Reihe.

Sibylle Aeberli

The Mighty Joanies aka SIBYLLE AEBERLI und Suzanne Zahnd treten auf im Bundeshaus Zürich, Ecke Kalkbreitestrasse/Seebahnstrasse: 28. Mai und 4. Juni, 21.30 Uhr.

**HÄUSERKAMPF IM FILM** Eine achtstündige Videodokumentation von Mischa Brutschin zeichnet den Kampf um ein selbstbestimmtes Leben in Zürichs Strassen von 1979 bis 1995 nach.

# «Allein machen sie dich ein»

Von Daniel Stern

Jahrelang hat Mischa Brutschin Film- und Videoausschnitte sowie Ton- und Textdokumente aus der Zürcher Besetzerzene zusammengetragen. Diesen riesigen Haufen Material hat er zu einer achtstündigen Collage verwoben, die vor allem den Kampf um Wohn- und Freiräume zwischen 1979 und 1995 dokumentiert. Eine Zeitperiode, die mit dem Kampf um ein Autonomes Jugendzentrum (AJZ) begann und mit der Räumung der besetzten Wohlgröt endete, einer Fabrik an den Geleisen nahe dem Bahnhof. Der gigantische weisse Schriftzug «Zureich», auf blauem Hintergrund an ihre Mauer gemalt, hatte Zugpassagiere jahrelang in der Metro pole begrüsst.

### Hier und jetzt

Brutschin macht deutlich, dass die Wurzeln der Forderung nach einem Begegnungszentrum für Jugendliche bis in die fünfziger Jahre zurückreichen. Damals entstand das Jugendhaus Drahtschmidli. Später dann, 1968, war es das Globus-Provisorium auf der Quaibrücke, um das sich Jugendliche mit der Polizei Strassenschlachten lieferten. Anfang der siebziger Jahre kochten die Emotionen anlässlich der Auseinandersetzungen um den Bunker beim heutigen Parkhaus Urania erneut hoch. Die bewegendsten Bilder aus den siebziger Jahren hat Brutschin über den Kampf um eine Häuserzeile an der Venedigstrasse zusammengetragen. Dort sollte ein ganzes Wohnquartier einem Geschäftsviertel weichen. Alt und Jung diskutierten damals auf Versammlungen darüber, wie sie sich wehren könnten.

Auf diese seit 1968 geschaffenen Strukturen und Erfahrungen konn-



Stachlige Freiheit: Besetztes Haus an der Bäckerstrasse 51 im Juli 1992.

te die Achtzigerbewegung zurückgreifen. In diesem Zusammenhang spielte auch das Ende der siebziger Jahre besetzte Schindlergut eine Rolle, das ursprünglich ein von einem Träger verwalteter Jugendtreff gewesen war. Die Bewegung schöpfte ihre Kraft aber vor allem aus ihrem Kampf im Hier und Jetzt, mit dem sie sich vielen Strömungen, die nach 68 entstanden waren, entgegenstimmte. Man verlachte die maoistischen Grüppchen, die sich als Speerspitze des Proletariats verstanden, wie man diejenigen verachtete, die auf dem «langen Marsch durch die Institutionen» selber Teil des verhassten Systems geworden waren.

1980 ging es um Selbstbefreiung, um Autonomie, um Verweigerung gegenüber der herrschenden Kultur, und nicht um zukünftige Heilsversprechungen

oder um Stellvertreterkämpfe für Unterdrückte anderswo.

### Schwarzer Faden

Auch wenn die eigentliche Bewegung schon zwei Jahre später faktisch zerschlagen war, loderte das Feuer weiter, wie Brutschin dokumentiert. Gerade die Kämpfe um die Wohnhäuser am Stauffacher und später an der Schmiede Wiedikon konnten ihre Stärke nur entfalten, weil sie auf die Unterstützung vieler zählen konnte, die sich im AJZ kennengelernt hatten. 1989 dann kam es mit den «Aufläufen gegen den Speck» wieder zu Auseinandersetzungen, die an 1980 erinnerten. Eine neue Generation integrierte sich in die Häuserkampfszene. Die neue Bewegung rang den Stadtbehörden mit wöchentlichen Demonstrationen und unzähligen Besetzungen

eine faktische Tolerierung von Hausbesetzungen bis zum Abbruchtermin ab.

Brutschin hat für seine Dokumentation einen subjektiven Ansatz gewählt: die Perspektive des AktivistIn. Neben Archivaufnahmen des Schweizer Fernsehens zeigt er vor allem Filmmaterial, das aus der Szene selbst stammt. Texte aus Flugblättern und Bewegungszeitungen werden mit eigenen Kommentaren verwoben. Dazu montiert Brutschin Töne aus dem öffentlich-rechtlichen Radio, von Piratensendern und vom bewegungsnahen Radio Lora. Ihren ganz eigenen Stempel drücken der Dokumentation schliesslich die Aufnahmen von unzähligen Bands auf, die damals in den besetzten Häusern und Zentren auftraten.

Die Ideen, Aktionsformen und Strategien der AktivistInnen ziehen sich wie ein Faden – ein «schwarzer Faden», wie Brutschin ihn im Begleitheft nennt – durch die Jahrzehnte der Strassenkämpfe. Je länger man zuschaut, desto mehr lässt sich eine Logik hinter den Aktionen und deren Abläufen erkennen: Aus Erfahrungen gehen neue Strategien hervor; entscheidender noch: Der Kampf um selbstbestimmte Räume schafft persönliche Beziehungen. Netze entstehen. Gruppen finden zusammen.

«Nur Stämme werden überleben» stand 1980 auf Zürichs Hausmauern. Brutschin zeichnet in seiner Dokumentation den Verlauf einiger dieser Stämme nach; etwa jener der Leute an der Hüttsistrasse, einer inzwischen abgerissenen Wohnsiedlung im peripheren Zürich-Oerlikon. Hier kämpften die BewohnerInnen ab den frühen achtziger Jahren um den Erhalt der Arbeitshäuser und zogen schliesslich, als die Abrissbagger nicht mehr aufzuhalten waren, in selbst gebaute Wohnwagen stadteinwärts auf die Kronenwiese. Später be-

setzten sie von dort aus weitere Häuser. In Zürich-Aussersihl verliert sich 1997 dann ihre Spur.

### Und die Drogenszene?

Brutschin dokumentiert auch die oft erbittert geführten internen Auseinandersetzungen: Man stritt über Militanz, den Geschlechterkampf oder den Graben zwischen «DominantInnen» und «Fussvolk» innerhalb der Besetzergruppen. Und man rang darum, ein Verhältnis zur Drogenszene zu finden. Denn die prägte Zürich auf ähnliche Weise. Auch die Junkies besetzten Räume, wurden vertrieben. Nur wehrten sie sich selten. Brutschin vergleicht: Wie gingen die Leute in der Wohlgröt mit der Drogenszene um? Wiederholten sie die Fehler, die man zehn Jahre zuvor gemacht hatte? Ebenso wie im AJZ experimentierten auch die AktivistInnen aus der Wohlgröt mit einem für alle offenen Drogenraum – und scheiterten. Anders als die Leute vom AJZ verstanden sie es jedoch, sich der Ghettoisierungsstrategie der Polizei entgegenzustellen: Sie schauten nicht tatenlos zu, als die Polizei gezielt die Drogenszene in die Wohlgröt zu treiben suchte.

Die achtstündige Collage zum Zürcher Häuserkampf ist Geschichtsschreibung aus der Perspektive des Handelnden. Und sie zeigt auf, wie Kämpfe erfolgreich geführt werden können.



MISCHA BRUTSCHIN: «Allein machen sie dich ein». Box mit 5 DVDs und Begleitheft. Zürich 2010. 80 Franken. Erhältlich unter [www.zureich.ch](http://www.zureich.ch) oder im einschlägigen Fachhandel.